

Nr. 27. Bromberg, den 2. Februar 1930.

Schwarz auf Weiß.

Roman von Karl Wickerhauser.

(12. Fortsetzung.

Wie lange würde er noch warten müssen? Wann sollte es denn geschehen? Die „Babelsberg“ zog immer ihren Weg dahin.

Und dann — es kam ganz anders, als er gedacht hatte. Sie lagen in einer Kurve, die für kurze Zeit den See ihren Blicken entzog, als sie weit weg ein dumpfes Geräusch vernahmen.

Im selben Moment schrie Fritz:

„Der Dampfer!“

Niemann erbleichte.

„Was ist mit dem Dampfer? Reden Sie, Mensch!“

Der Chauffeur stoppte scharf. Von dieser Stelle aus hatten sie wieder ungehinderte Aussicht über die Breite bis Schwanenwerder hinunter. Und was sich da draußen in einer Entfernung von anderthalb Kilometer ereignete, war ihnen durch die klare Luft greifbar nahe gerückt. So hatte es völlig den Anschein, als habe ein Kinderspielzeug von Schiff Lust, unterzugehen. Dicker Rauch breitete sich auf der glitzernden Wasserfläche rund um den Rumpf der „Babelsberg“ aus. Eine Menge winziger Wesen waren zu Klumpen geballt, braun und grau und von den heiteren Farben der Sommerkleider gesprenkelt.

Dieser erste Überblick hatte kaum sekundenlang gedauert. Doch Kurt Niemann hörte die Stimme des Chauffeurs wie nach einer Pause der Ewigkeit:

„In die Luft geflogen! — Das Fräulein . . .!“

„Fahren Sie, was Sie können! Ein Motorboot, einen Kahn! Zur Station zurück!“

„Zum Schwedischen Pavillon ist es näher. Dort gibt es Boote.“

Der Wagen sprang in die Rennbahngeschwindigkeit. Er flitzte über die Chaussee. Ein Glück, daß ihm kein anderes Fuhrwerk entgegenkam. Bremsen wäre ja doch zu spät gewesen. Es fehlte nicht viel, und sie hätten sich bei einer kleinen Unebenheit des Weges auf den Kopf gestellt. Wenn ein Vorderradreifen platzte, waren sie erledigt.

Niemann hatte stets das unheimliche Bild der Katastrophe vor sich. Vorher waren von der „Babelsberg“ bloß gedämpfte und verworrene Laute zu ihm gedrungen. Nun, da sie sich dem Schiffe näherten, übertönte der Motor jeden anderen Lärm.

„Die „Babelsberg“ hatte sich bereits auf die Seite gelegt. Der Tumult wurde immer größer. Niemann schloß die Augen. Er hatte ja alles gewußt. Er hatte sich nicht vorstellen können, daß es so arg sein werde.

Sonnenschein und ein Frühlingshimmel über den grauenhaften Einzelheiten! Er mußte retten: die Dolnia und alle anderen. Retten — und wenn die Zeitung auch die Zahl der Geretteten als unumstößlich vorherbestimmt hatte. Margaret Dolnia war nicht darunter. Er mußte sie retten, und wenn die Zeitung tausendmal höhnend voraussagte, daß die Dolnia sterben müsse.

Sie waren angelangt. Die längste Zeit verging, bis ein Boot gefunden und der Motor in Gang gebracht war. Von der „Babelsberg“ war nichts mehr zu sehen.

Niemann und sein Chauffeur befanden sich unter den ersten, die hingeeilt waren. Man hatte zwar schon die Behörde verständigt, aber die Rettungsmannschaften und Kommissionen waren noch unterwegs. Die Neugierigen und Hilfsbereiten wußten nichts anderes zu tun, als mit Rudern und langen Stangen in dem Schlamm der Unglücksstelle zu stochern. Das hatte keinen Erfolg. Die so gerettet wurden, hatten sich selbst gerettet.

13. Kapitel.

Als Fritz wieder an der Auffahrt der Steglitzer Villa hielt, sagte Kurt Niemann:

„Ich werde Ihnen diese Leistung nie vergessen. Hier — nehmen Sie!“ Niemann hatte einen Platinring abgezogen und dem Chauffeur in die Hand gedrückt. „Ich habe einen furchtbaren Verlust erlitten. Schweigen Sie, bitte, über den Vorfall!“

Dem anderen standen die Tränen in den Augen. Er hatte keine empfindsame Seele; dennoch war er von Mitgefühl für seinen unglücklichen Herrn erfüllt.

Niemann hatte die Ankunft der amtlichen Personen nicht abgewartet. Er wollte weder mit der Polizei, noch mit sonstigen Behörden etwas zu tun haben.

Alles hatte er vorausgewußt, die ganze Unglücksszene bis ins kleinste — nur eines nicht: wie fürchterlich der Eindruck der vollzogenen Tatsache war. Ob etwas in Zukunft geschehen mußte, oder ob es schon geschehen war, hatte er für ein und dasselbe gehalten. Jetzt erfuhr er, daß es zwischen dem Vorgestellten und der Wirklichkeit einen Unterschied gab.

Niemanns verstörtes Aussehen fiel auch seinem Vetter auf, der ursprünglich nur den Kopf hereingesteckt hatte, um zu melden, daß die Sache Bremen in Ordnung ging. Doch als er den kranken, fiebrigen Zustands bemerkte, wurde er neugierig.

„Du wolltest doch erst abends heimkommen, fällt mir eben ein —, aber ich glaube, du bist krank. Ich werde den Arzt rufen.“

Niemann winkte ab.

„Nein, es ist nichts.“ Er wußte nicht, was er sagte. „Nur die Aufregung! Das wird vorübergehen. Um ein Haar wäre ich bei dem Unglück auf dem Wannsee . . .“

Er brach ab. Das war ja Wahnsinn; daß Fritz, den er nicht bloß mit einem kostbaren Geschenk, sondern auch mit Liebe und Rührung gekauft hatte, schweigen würde, schien ihm gewiß. Außerdem ahnte dieser Zeuge nicht die Zusammenhänge. Und nun mußte er selbst die Wannseekatastrophe erwähnen; er tobte gegen diesen Zwang und fühlte sich doch befreit, als er das Wort ausgesprochen hatte. Er erlag dem Reiz eines Geständnisses und log dabei, indem er sich als dem Tode entronnen hinstellte.

„Wie? Ein Unglück — auf dem Wannsee? Was ist denn geschehen?"

„Kesselexplosion. Die „Babelsberg". Beinahe hätte ich selbst das Schiff benutzt. — Doch wozu lange Reden darüber? Du wirst ja ohnehin alles in der Zeitung lesen. Lassen wir das jetzt!"

Er war nun schon nicht so sehr entsetzt als todmüde. Er wollte schlafen. Wenn er nach einigen Stunden aufwachte, würde er wieder einen klaren Kopf haben.

Doch er hatte nicht mit der Hartnäckigkeit Overhoffs gerechnet, der nicht bereit war, seinen Vetter so ohne weiteres freizulassen. Er betrachtete Niemann, der abgespannt und von Kopfschmerzen gequält war, als seine Beute. Es fiel ihm auf, daß es doch nicht üblich sei, mutterseelenallein einen Wannseeausflug zu machen. Was war dann mit der Begleiterin geschehen? Vor allem jedoch: konnte es jemand anders als die Dolnia gewesen sein? Hatte es da irgend etwas gegeben?

Einstweilen sprach er noch von der großzügigen Schiebung in deutschem Erdöl, erstattete Bericht über die Börsensituationen. Nach den Rückschlägen und starken Kursabbröckelungen der letzten Wochen, die die Firma Niemann zu umfangreichen Käufen ausgenutzt hatte, war die Stimmung wieder durchgängig fest. Auch erwähnte Overhoff das Gerücht von einer baldigen Herabsetzung des Bankdiskonts.

„Aber das dürfte dir mit deinem durchdringenden Blick für alles, was Geld trägt, nichts Neues sein."

Indem er das sagte, blickte er ihn forschend an.

Niemanns Miene blieb unbewegt.

„Ja, das stand schon längst zu erwarten. Dazu gehört wahrhaftig kein durchdringender Blick, um zu erkennen, daß Zahlungsmittel flüssiger geworden sind. Die natürliche Folge ist, daß sie dann auch billiger werden."

„Das habe ich nicht gemeint. Ich wollte bloß meinem Staunen darüber Ausdruck geben, daß du bei weitem schwierigere Entwickelungen voraussiehst. Manchmal glaube ich, so etwas könne gar nicht mit rechten Dingen zugehen."

„Gewiß nicht! Ich habe nämlich einen lebenslänglichen und unauflösbaren Vertrag mit der Unterwelt, die mich mit Nachrichten versorgt. Ich habe einfach meine Seele verkauft, wenn du es schon so brennend gern wissen willst. Aber im Ernst: du machst dir ja ganz überflüssige Sorgen. Und du stellst dir ja zu viel unter meinen Vermutungen vor. Jetzt laß mich, bitte allein. Ich möchte ein wenig schlafen."

„Ja, sofort. Nur noch eines. Es ist für uns beide eine Einladung gekommen zur Redoute der Kontinental, die am Sonntag stattfinden soll. Ihr habt wohl mit den Leuten Frieden geschlossen? Oder ist diese Höflichkeit nur auf deine Verbindung mit Fräulein Dolnia zurückzuführen?"

Niemann runzelte die Stirn.

„Ich wüßte nicht, welche Verbindung mit Fräulein Dolnia . . ."

„Großartig!" unterbrach ihn Wilhelm Overhoff in spöttischem Ton. „Plötzlich Diskretion zugelernt. Das war doch sonst nicht deine Art."

„Ich verbitte mir diesen Ton. Wie kommst du dazu, von Fräulein Dolnia . . ."

„Leugnest du etwa, daß sie deine Freundin ist? Oder, um mich vorsichtig auszudrücken, daß sie deine Freundin zumindest war?"

Damit mußte er einen wunden Punkt berührt haben: Niemann wurde aschfahl im Gesicht. Seine Finger gerieten in ein nervöses Zittern.

„Was weißt du von der Dolnia?" schrie Niemann, als Overhoff immer wieder den Namen nannte.

Damit ging er ins Schlafzimmer.

Overhoff rührte sich eine geraume Weile, in grübelndem Nachsinnen, nicht vom Fleck. War das ein Aufschrei der Angst gewesen — der Angst wovor? War es nicht Wut, da sein Vetter sah, daß er einen Menschen nicht düpieren konnte; daß er ihm hinter die schlauesten Schliche gekommen war. Oder war auch dies nur ein Teil des großen Geheimnisses, in dessen Dunkel Overhoff seit langem tappte?

Vielleicht war Niemanns Freundin von dem Unglück mitbetroffen. Aber wie denn? Wie denn? Eher durfte man schon daran denken, daß sie beim Anblick der Katastrophe oder gar bei der Vorstellung, daß sie beide das Schiff unter Umständen selbst benutzt hätten, einen Nervenchock erlitten hätte.

Durch den Chauffeur würde sich alles Wissenswerte, wenn es überhaupt etwas Wissenswertes gab, in Erfahrung bringen lassen. Es traf sich gut, daß Overhoff ohnehin in der Stadt zu tun hatte.

Er bestellte das Coupé. Und als Fritz an der Tür des Wagens wartete, wandte sich Overhoff mit bekümmerter Miene an ihn:

„Na was sagen Sie zu der Sache mit dem gnädigen Fräulein?"

Hatte der Herr die Geschichte brühwarm weitererzählt? Wozu wäre ihm selbst dann der strikte Auftrag gegeben worden, davon zu schweigen. Hier stimmte etwas nicht. Außerdem mochte er Overhoff nicht leiden, der bloß ein armer Verwandter war, dem Personal gegenüber jedoch viel herrischer als der Herr.

„Es war kein Vergnügen. Wir sind gleich heimgefahren."

„Nun — und?"

„Und? — Nichts weiter", war die Antwort.

„Fräulein Dolnia haben Sie nach ihrer Wohnung gebracht?"

Der Chauffeur nickte stumm. Der Motor surrte. Overhoff biß sich mißmutig auf die Lippen. Er war nicht klüger als zuvor.

Was die übrige Welt betraf, so bestand ihr ganzes Wissen um Margaret Dolnia aus dem folgenden:

Daß die Filmschauspielerin an diesem Abend ein Rendezvous mit einigen ihrer Freunde und Freundinnen nicht einhielt, war zwar für die Betroffenen, die in der Kaiserhofbar auf sie warteten, ärgerlich. — „Schließlich hätte sie doch ablagen können." „Sie hat eben alles verbummelt." — Und wo bleiben jetzt ihre zwei reichen Freunde?" — aber die Stimmung war deswegen noch lange nicht gestört. Die Kolleginnen der Dolnia tanzten mit First class-Eintänzern des Lokals — besonders der Spanier Vicente war in seinem Fache und auch sonst berühmt —, Black Bottom und Charleston. Der Schrei nach den reichen Freunden Margaret Dolnias erwies sich insofern als unberechtigt, als sich andere fanden, die zur Begleichung der ziemlich hohen Zeche geeignet waren.

Trotz aller Schönheit und Grazie war die Dolnia nicht unersetzlich. Um halb drei Uhr morgens dachte keiner mehr an sie.

Anders wurde ihre Abwesenheit nächsten Tages im Atelier aufgenommen.

Regisseur Hartwich verfluchte die Starmanieren, die die Schauspielerin sich beilegte.

„Sie ist nichts, sie kann nichts", tobte er um fünf nach neun, nachdem man schon zwanzig Minuten ihretwegen gewartet hatte. „Das einzige, was sie kann, ist, unpünktlich sein. Aber die werde ich Mores lehren! Fräulein Margaret Dolnia! Das klingt, weiß Gott, wie weit her! Aber ich kannte sie, wie sie noch Filmelevin war und Mieze Danzinger hieß. Vor ein paar Monaten hätte sie nicht gemuckst, und wenn's von dreie morgens bis abends zehn Aufnahme gegeben hätte. Jetzt ist sie die Dolnia, der große Star, und läßt mich warten, sie — mich!"

Die Szene, mit deren Aufbau man schon die längste Zeit fertig war, zeigte das Zimmer des Generals Montriveau. Der berühmte Darsteller dieser männlichen Hauptrolle saß auf dem nach Balzacs Vorschrift spartanisch einfachen Feldbett, studierte das Mäandermuster der Kamelhaardecke und schimpfte gleichfalls nach Noten.

Einer der unheimlichen Henkersknechte, die im Nebenraum das Stempeleisen bis zur Rotglut zu erhitzen hatten, jenes Eisen, das die elfenbeinerne Stirn der Herzogin brandmarken sollte, kam mit der Botschaft zurück, daß das gnädige Fräulein am Morgen des Vortages die Wohnung verlassen habe und seither nicht heimgekehrt sei. Das Stubenmädchen könne sich das lange Fernbleiben der Herrin selbst nicht erklären und wolle schon zur Polizei, um die Anzeige zu erstatten.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(41. Fortsetzung.)

Mankelav hielt neben der Gruppe, während Cruzado vom Pferd gesprungen war, um nach dem alten Mann zu sehen.

„Ist er tot?“ sagte der Häuptling leise.

„Er lebt“, rief Cruzado, „nur die Freude hat ihn umgeworfen.“

„So hole deinen deutschen Doktor!“ nickte der Kazike, „der mag ihn wieder zu sich bringen. „Kommt!“ Und seinem Tier die Zügel lassend, flog der ganze Trupp jetzt in das andere Lager hinüber und vor das Beratungszelt, das sie zu ihrem Erstaunen von Tschaluaks Schar besetzt fanden.

Der Häuptling stand mit untergeschlagenen Armen und fest zusammengezogenen Brauen vor der Tür, — ohne Gruß, ohne Worte der Erkennung, ja, er schien im Gegenteil den Gruß der anderen zu erwarten. Finsterer wurde sein Antlitz, als sich die Kaziken schweigend und trotzig um ihn sammelten.

„Hallo!“ rief Mankelav, der einen Blick ins Innere geworfen hatte, und die Lagerszene dort drinnen bemerkte. „Wer hat euch Burschen die Erlaubnis gegeben, das Beratungszelt der Kaziken zu einem Schlafplatz zu machen? Hinaus mit euch! — Habt ihr verstanden, oder soll ich eure Sättel und Decken durch meine Leute auf die Straße werfen lassen?“

„Halt, Mankelav!“ rief da Tschaluak finster und drohend, „ich selbst gab ihnen die Erlaubnis, das Zelt zu beziehen.“

„Du, Tschaluak? Und welches Recht ward dir, darüber zu verfügen?“ rief der Kazike, während sein Auge blitzte. „Allumapu, Saman, hierher, meine Leute! Treibt mir einmal das Gesindel aus dem Zelt!“

Von allen Seiten kamen Indianer herbei. Die Leute Tschaluaks mochten es doch nicht für geraten finden, etwas Derartiges abzuwarten; denn mehr und mehr Reiter sprengten herbei, und es kam ihnen dabei fast so vor, als ob sie den Einfluß ihres Kaziken, von dem er ihnen so viel erzählt, doch vielleicht ein wenig überschätzt hätten. Keinenfalls nahm Mankelav viel Notiz von ihm. Sie zögerten deshalb auch nicht, dem so rauh gegebenen Befehl zu gehorchen, und während jeder sein Reitzeug und seine Waffen aufgriff, — was sie an Gepäck mitgebracht, lag ja außerdem noch draußen, — war das Zelt auch rasch und vollkommen geräumt. Frauen wurden dann herbeigerufen, die das Zelt kehren und säubern mußten, und Saman, der ein tüchtiges Feuer in der Mitte entzündet hatte, ordnete Sitze für die Kaziken darum her, — den höchsten, am oberen Ende, für Mankelav.

Tschaluak war mit gekreuzten Armen die Straße hinabgeschritten, Haß und Ingrimm kämpften in seiner Brust, aber er fühlte auch, daß er sich dort drüben an den Lagunen, im trunkenen Übermut und nur von seiner eigenen Horde umgeben, seine Macht, seinen Einfluß bedeutender gedacht, als er sich jetzt hier zeigte. Die Schar der Pehuenchen, durch das Gefolge der verschiedenen Kaziken fast um das Doppelte vermehrt, machte den Gedanken an ein gewaltsames Auftreten unmöglich. Seine einzige Hoffnung blieb jetzt nur, durch die Macht der Rede auf die Häuptlinge zu wirken, und diese erst mit schlau eingewobenen Versprechungen zu kirren, — das Volk mußte dann ja wohl folgen, wohin sie es haben wollten. — Aber er hatte sich in seiner Berechnung geirrt, denn seine nur für das Ohr der Kaziken bestimmte Rede, die er sich wohl überdacht und einstudiert, sollte er vor einem ganz anderen Publikum halten.

Kaum war nämlich der Beratungssaal in Ordnung gebracht und die Kaziken hatten ihre Plätze eingenommen, als auf ein Zeichen Mankelavs die Seitenwände des Zeltes niederfielen, womit die Erlaubnis für alle Indianer gegeben war, wenn auch nicht an der Beratung teilzunehmen, doch die Reden zu hören, die gehalten wurden, und neugierig schon durch die Vorgänge gemacht, drängte alles herbei. Hatten doch auch Tschaluaks Leute schon offen ausgesprochen, daß nur ihr Kazike von jetzt an der rechtmäßige „Apo“ in den Pampas sein könnte und ihm die Würde eines ersten Häuptlings übertragen werden müsse.

Als Tschaluak das Beratungszelt betrat und diese Vorkehrung bemerkte, schoß er einen Blick voll Haß und Zorn auf Mankelav, und mit gereizter Stimme fragte er laut:

„Seit wann ist es Sitte, daß die Kaziken in ernster, wichtiger Beratung ihr Zelt dem ganzen Stamm öffnen? Der alte Brauch der Pampas heischt, daß die Häupter des Volkes zuerst ihre Meinungen austauschen, ehe das, was sie berieten und überdachten, Gemeingut der Masse wird.“

Die Kaziken schwiegen und blickten auf Mankelav, der, von seinem Sitz aufstehend, ruhig sagte:

„Freunde und Bundesgenossen, nicht zu einer Beratung sind wir zusammengetreten, die über Krieg und Frieden oder wichtige innere Angelegenheiten unseres Volkes entscheiden soll, sondern . . .“

„Aber wer sagt dir das?“ schrie Tschaluak gereizt dazwischen, „ich selber fordere . . .“

„Ruhe, — Frieden!“ riefen die Kaziken entrüstet, — „Mankelav spricht. Was du zu sagen hast, bringe später vor!“

„Sondern ich habe euch hierher berufen“, fuhr Mankelav fort, „um als Erbe unseres Geschlechts und meines ermordeten Bruders Jenkitruß den Oberbefehl der Stämme zu übernehmen, und euch zu fragen, ob ihr so treu zu mir halten wollt, als ihr es zu dem Toten getan?“

„Hört mich, Kaziken!“ rief Tschaluak, seiner Sinne kaum mehr mächtig, denn keine Zeit blieb ihm mehr zu schlauer Vorbereitung und Berechnung. „Jenkitruß war unser Kazike, — er ist tot. Sein Andenken wollen wir ehren. Er war tapfer und klug; aber nicht nach Erbschaftsrecht, wie es unsere Sitte verlangt, erhielt er den Ehrenplatz der Häuptlingsschaft, sondern nach freier Wahl der Stämme.“

„Sein Vater war vor ihm Kazike, Tschaluak!“ rief Tureopan.

„Aber nicht dessen Vater!“ schrie der Häuptling. „Im Kampf und Aufruhr wurde er zum Kaziken gewählt, durch nichtswürdige Verleumdungen, auf den Stamm geschleudert, der von jeher die oberste Macht im Lande besessen. Cajapol, mein Urahn, war Apo dieser Steppen, und seine Enkel wurden geschmäht, gelästert, weil sie Frieden mit den Weißen schließen und den ewigen Kriegen, den unaufhörlichen Metzeleien ein Ende machen wollten. — So konnte man seinen Stamm wohl für kurze Zeit verdrängen, aber sein Blut macht seine Rechte geltend, und ich, Tschaluak, stehe hier, als letzter Sprosse jenes edlen Geschlechts, und verlange von euch, ihr Kaziken, daß ihr die Gesetze unseres Bundes ehrt und nicht Aufruhr und Empörung über unser Vaterland heraufbeschwört. Was ich getan, weiß das Volk!“ fuhr er, sich stolz emporrichtend, mit beredter Stimme fort. „Die Moluchen haben meine Lanze gekostet und ihre jungen Männer die Wucht meiner Bolas gefühlt. Drei Kriegszüge habe ich gegen die Weißen im Norden unternommen, bis zu ihrer befestigten Stadt San Louis bin ich zweimal vorgedrungen; und als ich zurückkehrte, lagen ihre Wohnungen in Asche und die Pampas umher war leer von Pferden und Rindern. Fünfzig Gefangene tötete ich allein auf dem letzten Zug, der Schrecken ging vor mir her, und blutig waren die Stätten, die ich im Rücken ließ, während meine Lasttiere unter der gemachten Beute keuchten.“

„Und wo war Tschaluak“, rief da Mankelav mit gehobener Stimme, während ein Gemurmel des Beifalls durch die draußen versammelten Zuhörer lief, „als die Weißen ein Fort an der einzigen Furt durch den Cuju-Leufu gebaut, durch die wir unser Salz erlangen konnten? Wo war Tschaluak, als mein Bruder Jenkitruß ihn zur Unterstützung herbeirief, um die mit Feuerwaffen bewehrten Feinde aus ihrer festen Stellung zu verjagen? Gegen Weiber und Kinder führte er Krieg, ja, — die wehrlosen Hütten überfiel er in der Nacht, steckte sie in Brand und trieb die Herden fort, aber die bewaffneten, verschanzten und mächtigen Feinde wagte er nicht mit anzugreifen. Er weigerte sich, an dem Zuge teilzunehmen, und Jenkitruß allein mit seiner Schar stürmte das Fort, warf sich in die Palisaden und bahnte uns wieder den Weg zu unserem Salz, das von da ab kein Weißer mehr gewagt hat, uns streitig zu machen.“

„Ja, so war es, — so war es!“ schrien zahlreiche Stimmen von da und dort, „Jenkitruß hat das getan.“

„Und wo war Tchaluak", rief Mankelav, sich zornig und verächtlich gegen den Häuptling emporstreckend, „als die Weißen über den Bergen das Land unserer roten Brüder mit ihren bewaffneten Scharen überzogen, ihre Wohnungen niederbrannten, ihre Herden wegtrieben? — Wo war er, als ihn Jenkitruß zu Hilfe aufrief, den Indianern gegen den gemeinsamen weißen Feind zu helfen und das Land des roten Mannes frei von ihm zu halten? Er weigerte die Hilfe gegen die bewaffneten Männer, weil er nur mit Weibern und Kindern Krieg führt."

„Weil ich unserm Land den Frieden erhalten wollte!" rief der Häuptling, in Haß und Wut zu dem Kaziken aufblickend.

„Den Frieden?" rief Mankelav verächtlich. „Deshalb hat Tchaluak auch wohl seine Boten zu den Poypus und Chonos, zu den Dihuits und Teluchets gesandt, um sie zur Empörung gegen Jenkitruß aufzufordern und ihn selber zum Kaziken auszurufen? — Deshalb verkehrte er wohl heimlich mit den Sendlingen, die von Carmen aus durch die Sümpfe zu ihm schlichen, und die er aufforderte, den Tribut nicht länger zu zahlen, um sie als Bundesgenossen gegen die Pehuenchen zu bekommen? Ha, traf ich den rechten Fleck? Fort mit dir, falscher Tehuelche! Hier stehen die Kaziken dieses Landes, und ihnen liegt es ob, zu sagen, wer Oberhaupt im weiten Reiche sein soll, Mankelav, der Bruder ihres Kaziken Jenkitruß, oder Tchaluak, der Verräter, der sie an die Weißen verkaufen wollte."

„Mankelav soll unser Kazike sein!" rief da Paillacan, von seinem Sitz emporspringend. „Der Erbe von Jenkitruß ist Mankelav!" Und „Mankelav!" riefen die Häuptlinge wie mit einer Stimme, während die Hunderte von Kriegern, die indessen in äußerster Spannung außerhalb der Hütte der Verhandlung gelauscht, in den donnernden Jubelruf ausbrachen: „Mankelav! Mankelav! Es lebe der Kazike Mankelav! Nieder mit seinen Feinden!"

Still und regungslos stand Mankelav, kein Zug seines Angesichts verriet die Leidenschaft, die in ihm tobte, und nur als der Jubelruf der Masse wild und stürmisch ausbrach, zuckte ein leichtes, triumphierendes Lächeln um seine Lippen.

„Und nun zu dir, Tchaluak!" fuhr Mankelav, als sich das Toben endlich gelegt, mit scharfer und gehobener Stimme fort. „Du siehst, daß deine übermütigen Ansprüche durch die Kaziken abgewiesen sind. — Du weißt aber auch, daß ich deine Umtriebe und deine Pläne kenne, deren mein Bruder dich nicht für fähig hielt. Er schon hat dir befohlen, die Rontue-Lagune zu verlassen und dich nach Süden zu wenden, zu dem Lien-Leufu. Ich gebe dir fünf Tage Zeit, deinen Wohnsitz zu verändern, und deine Zelte hinüberzuschaffen. Hast du verstanden, was ich dir gesagt?"

Tchaluak stand, die Unterlippe zwischen den Zähnen, seinen blutroten Mantel krampfhaft mit der rechten Hand gefaßt. Es war fast, als ob er die Kaziken noch einmal anreden wolle; aber der Blick, den er im Kreis umherwarf, mochte ihn wohl überzeugen, daß er unter all den hier Versammelten auch nicht einen gefunden hätte, der seine Partei ergriffen haben würde. Er zog den Mantel fester um sich, und mit finsterer Miene im Kreis umherschauend, sagte er:

(Fortsetzung folgt)




Bunte Chronik

* **Sieben tödliche Küsse.** In Süd-Afrika ist dieser Tage eine europäische Familie, die aus sieben Mitgliedern bestand, an einer bisher noch nicht festgestellten Infektionskrankheit gestorben. Alle Familienmitglieder haben sich vor dem Schlafengehen den traditionellen Gutenacht-Kuß gegeben, wonach alle erkrankten und kurze Zeit darauf starben. Alle Verstorbenen hatten eine kleine Wunde an der Lippe. Ein Arzt, der die Leichen untersuchte, gab zu dem unheimlichen Fall folgende Erklärung: Der Familienvater hat im Walde einen toten Hasen gefunden. Er hob ihn auf, befühlte ihn und warf ihn fort, da er sah, daß der Hase seit langer Zeit tot war. Nun hatte der Familienvater die Unvorsichtigkeit begangen, mit der Hand an den Mund zu fassen, ohne sich vorher die Hände gewaschen zu haben. Durch eine kleine Wunde, die er an der Lippe hatte, drang die Infektion, vom Leichengift verursacht, in sein Blut. Durch den Kuß haben sich die tödlichen Keime auf die ganze Familie übertragen.

* **Zweckentsprechend.** Talleyrand hatte sich einst in einem Gutachten über die Vorteile und Nachteile von Schutzzöllen zu äußern. Er setzte ein umfangreiches Schriftstück auf und gab es seinem Sekretär zum Abschreiben. Als dieser ihm die Reinschrift überreichte, fragte Talleyrand ihn, was von seinen Ausführungen zu halten sei. Der Untergebene lobte das Werk seines Gebieters als vorzüglich und geistvoll, aber es sei schwer, fügte er hinzu, heraus zu lesen, ob der Minister für oder gegen den Schutzzoll eingenommen wäre. „Also ist das Memoire zweckentsprechend", äußerte daraufhin der Diplomat, dem ja die Sprache dazu diente, um die Gedanken zu verbergen.

Lustige Rundschau



* **Frauenlogik.** Er: „Sag mir, Liebling, weshalb eigentlich bist du mir so böse?!" — Sie: „Das habe ich allerdings vergessen, aber niemals werde ich es dir verzeihen!!"

* **Der Tierfreund.** Ein Berliner Droschkenkutscher vom alten Schlage ist spät nachts auf dem Heimwege, als ihn noch ein Nachtschwärmer zu einer Fahrt verpflichten will. „Ach, wissen Se, lieber Herr", rät der Kutscher, „nehmen Se man lieber 'n Auto. Meine Rosa looft nehmlich bloß noch mit 'ner halben Pferdestärke."

* **Mitgift.** Das gibt es immer noch: Schwiegervater und Bräutigam sprechen kurz vor der Hochzeit über die Mitgift. Der Jüngling erinnert den Alten an sein Versprechen, soundsoviel herauszurücken. Da wird der Alte sentimental: „Gewiß, mein Sohn, ich hab's versprochen, will mein Wort halten. Wenn du aber ein Herz im Leibe und ein bißchen Rechtlichkeit im Herzen hast, verzichtest du auf das Geld — denn meine Gläubiger warten schon viel länger drauf als deine!"



Rätsel-Ecke



Wechsel-Rätsel.

Mit l am Ende ist's ein Platz,
Wo mancher tanzt mit seinem Schatz.
Mit r ist es ein deutscher Fluß.
Wer ihn nicht kennt, ihn raten muß.
Mit t erfreuts des Menschen Sinn
Und auch das Häslein sitzt gern drin.
Mit z liegt es im Böhmerland,
Wer Bier gern trinkt, dem ist's bekant.

*

Rätsel.

Bei Vater, Mutter, Großpapa
Bin ich zu allen Zeiten,
Doch Onkel, Tante, Stiefmama,
Die kann ich gar nicht leiden.
Ein jedes Rätsel fang' ich an
Und jeden guten Rat,
Ja, leider bin ich stets beim Wort,
Und niemals bei der Tat.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 19

Rösselsprung:

Dank mit dem Mund
Hat wenig Grund;
Im Herzen Dank
Ist guter Klang;
Dank mit der Tat
Das ist mein Rat.

*

Besuchskartenrätsel: Schneidermeister.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.